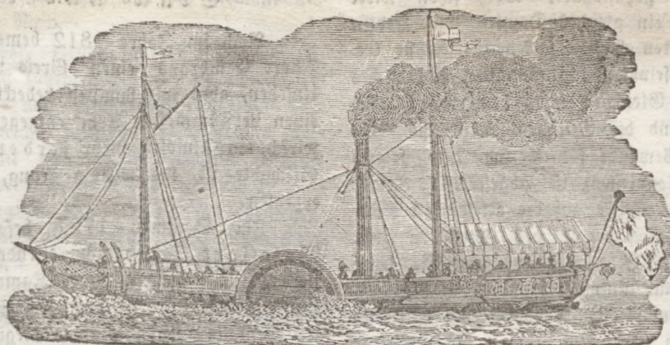
№ 101.

Donnerstag, am 25. August 1836.



Danziger Dampfboot

für

Geist, Humor, Satire, Poesie, Welt- und Volksleben, Korrespondenz, Kunst, Literatur und Theater.

Skizzen aus dem Seebade Zoppot.

9. Der Badeplatz.

Wir Menschen sind ja alle Brüder,
Ein jeder ist mit uns verwandt,
Du Schwester mit dem Leinwandsmieder,
Du Bruder mit dem Ordensband.

Bekanntes Lied.

Wenn es bisher die Aufgabe vieler philantropischer Gesellschaften gewesen ist, Verbindungen zu stiften, wo der Mensch nur als Mensch gelten sollte, und alle solche Versuche mehr oder minder nicht allein an dem Eigendünkel, Egoismus, an der Denk- und Sinnesart der einzelnen Glieder überhaupt, sondern schon an ganz äußern Dingen: an Kleidung, Stein, Band und dergl. Lappalien scheiterten: so habe ich äußerlich die Aufgabe glänzend lösen sehen. Wie aber jede Vervollkommnung nur stufenweise erwirkt werden kann, und dem Beobachter in ihrer allmähligen Entwickelung ein herziniges Vergnügen gewährt, ebenso wurde mir und vielen Andern täglich die Gunst zu Theil, dem erhabenen Schauspiel beizuwohnen, wo Gleichheit der Menschen erstrebt und endlich eine Menschheit errungen wurde. Die Arena, wo aus den verschiedenartigen Kämpfen diese Blüte der Humanität hervorgeht, ist der Badeplatz. Betrachten wir sie zuerst, wie sie durch die kleine Pforte, in den verschiedenartigen Vermummungen mit aller der Eitelkeit oder auch Demuth, welche durch dieselbe repräsentirt werden soll, hineintreten: die glänzende Uniform des bevorzugten Soldaten, der superfeine Tuchrock des reichen Rentiers, die schlichte Kleidung des Gelehrten, das bunt orientalische Kostüm des Sarmaten, das dürftige Negligee des Minderbegüterten, die Mantelverhüllung des Bequemen — —. Noch herrscht eine große Rang- und Standesverschiedenheit; Blick und Gruß werden sorgfältig nach der äußern Verpuppung abgemessen, und die kleinen lächerlichen Künste des Sich-geltend-machen mehr

oder minder ungeschickt gehandhabt. Doch schon wirkt der Zauber des Orts, ein gleiches Domicil wird Jedem angewiesen; die äußersten Hüllen sinken zuerst, sie treten vor, ein jeder aus seiner Thür, und viel Lächerliches ist schon verwischt, viel Gleichheit schon bemerkbar; noch sinken andere Hüllen, und die Gleichheit mehrt sich. In dem einfachen weißen Gewande fühlen sich Alle freier, die lästige Bürde der Convenienz ist abgestreift, Keiner wirft forschende prüfende Blicke auf die Kleidung des andern, und die natürliche Sprache des Menschen zum Menschen entwickelt sich. Jetzt aber sinkt auch die letzte Hülle; die krystallene Flut nimmt die Versammlung auf, ein mächtiges Element umfängt sie, das Gefühl der Nichtigkeit und Schwäche im Gegensatz zu dem Riesenall der Natur ergreift Alle. Nur Menschen, Menschen sind noch da; Grafen, Barone, Rentiers, Soldaten, Gelehrte, Beamte, sie sind alle verschwunden, ihre Atribute ruhen am Ufer; gleicher Zweck, gleicher Grund und Boden, auf den Alle gleiche Ansprüche haben, gleiches Element vereinigt Alle. Der Freiherr selbst, der es zu seines Lebens mühseliger Aufgabe gemacht hat, Nichts den andern Menschen Gemeines zu haben, und der zum Beweise, wie fremd ihm die geistige Entwickelung des neunzehnten Jahrhunderts ist, sein Wappenschild überall, sei es auch auf ein Stroh- oder Linnendach, aushängt, und gutmüthig das Erstaunen der Menge für Bewunderung annimmt, er ist in diesem Zauberkreise wirklich Mensch geworden; das kleine Wesen, vielleicht von dem eignen Vater nicht mit dem süßen Namen Sohn, sondern Junker bezeichnet, es hat den betrübten Junker abgestreift, und ist ein allerliebstes herzerfreuendes Kind geworden. Nicht mehr verzerrte Gesichter des Unmuths, nicht Lug und Trug, Hochmuth und Eitelkeit, List und Kabale, alles ist dahinter geblieben. Wahrlich, es sind die Fluten der Lethe! Keiner hat ein Quentlein Bequemlichkeit mehr, als der Andere, Keinem ward hier auch eines Stäubleins Werth mehr an materiellen Dingen zugetheilt. Was der begeisterte Denker in seinen abstracten Gebilden über Gleichheit der Menschen nur erträumen konnte — er schaue her! der Traum ist verwirklicht in das Leben getreten.

Allen gleiche Rechte,
Aller Rechte gleich anerkannt.

Aber ich breche meine Betrachtungen nun auch ab, denn ist es erfreuend, den Menschen in seinem Fortschreiten zur Verwirklichung einer schönen Idee zu folgen; so ist es betrübend dessen Rückschritte zu beobachten. —

Glück und Unglück.

Noch im Jahre 1812 bemerkte man an einem der Thore Cambrays einen Greis von ziemlich kräftigem Ansehen, aber mit Lumpen bedeckt, der dem Reisenden einen verstümmelten Arm entgegen streckte, und fast unwirsch ein Almosen mehr forderte, als erbat. Seine Geschichte ist merkwürdig genug, um in Kürze sie zu erzählen.

Im Sommer 1797 befand sich eines Abends Malassart, Soldat im reitenden Jäger-Regiment Bastimesnil, mit mehren seiner Kameraden in einem Trinkhause in Douai. In demselben Zimmer sangen und zechten ebenfalls Husaren vom Regiment Colonel-General. Ein junger Lothringer, der den Rang eines Quartiermachers bekleidete, saß mitten unter den Husaren, und seine gewaltige Stimme überschrie die aller andern. Der Wein war ihm in den Kopf gestiegen, wodurch seine Heiterkeit zusehends ausgelassener wurde.

Der Lärm war Niemand angenehm. Malassart aber beschwerte sich am lautesten darüber. Er gebot dem jungen Husaren zu schweigen, und da dieser nur um so mehr seine Stimme erhob, überhäufte er ihn mit den pöbelhaftesten Schimpfnamen und Verwünschungen. Der andere blieb ihm nichts schuldig. Der Streit erhitzte sich bald so sehr, daß beide gleichzeitig die Säbel entblößten. Nach einem kurzen Gefechte versetzte der Husar dem reitenden Jäger einen gewaltigen Hieb über die rechte Hand, der ihm die Sehne durchschnitt, und für immer zum Dienst ihn untauglich machte.

Dieser schweren Verletzung wegen verabschiedet, kehrte Malassart in seine Vaterstadt zurück. Ohne Neigung zur Arbeit, wozu er noch recht gut tauglich war, führte er ein unstätes, träges Leben, von Almosen sich erhaltend, die er sich dadurch verschaffte, daß er den Leuten seinen Arm vorhielt. Er beging später einen mit Einbruch begleiteten Diebstahl, der für ihn fünfjährige Zuchthausstrafe zur Folge hatte.

Seit einigen Monaten wieder in Freiheit gesetzt, befand er sich eines Tages auf dem Parade-Platze in Cambray, wo die Besatzung der Stadt in Schlachtordnung aufmarschirt war. Es war um eine Heerschau zu thun, die vor einem Herzog, der zugleich Marschall von Frankreich war, gehalten werden sollte. Der Bettler drängte sich durch die Menge, um in der Nähe den berühmten Feldherrn zu sehen, der einen so hohen und so glänzenden Rang einnahm. Man denke sich sein Erstaunen, als er in ihm den Husaren erkannte, der ihn

in Douai zum Invaliden gemacht, und der niemand anders war, als Michael Ney.

Während er entehrt, elend, mit Lumpen bedeckt, mit allen den Uebeln zu kämpfen hatte, die selbst verschuldete Armuth, Laster und Verbrechen über ihn herbeigezogen, war der, welcher funfzehn Jahre früher Seinesgleichen gewesen, mit dem er in derselben Tabagie gezecht, den er beschimpft und mit dem er sich geschlagen, zum höchsten Rang in der Armee emporgestiegen.

Bei Malassart hatte in diesem ganzen Zeitraum ein Tag von dem andern sich nicht unterschieden. Ein neuer Fortschritt in der Bahn des Glückes und der Ehre hatte anderseits jeden Tag in Ney's Dasein bezeichnet. So viel Jahre seit dem Zweikampf in Douai verstrichen waren, in so vielen Hauptschlachten hatte er sich hervorgethan, und seinen Namen unsterblich gemacht. Er war jetzt Herzog von Elchingen, Graßadler der Ehrenlegion und Marschall des Reichs.

Des Bettlers Benehmen, nach dieser Entdeckung, war dem eines Wahnsinnigen nicht unähnlich. Er riß sich die Haare aus und zerschlug sich das Gesicht. Ney bemerkte ihn, betrachtete ihn genauer, und erinnerte sich bald, wo und bei welcher Gelegenheit er diesen Menschen gesehen.

Er ließ ihn vortreten, sprach theilnehmend zu ihm, erkundigte sich nach seinen Umständen und beschloß mit den Worten, daß ein Soldat, der sich mit ihm geschlagen und den er zum Dienst untauglich gemacht, nicht betteln dürfe.

Du erhältst von heute an von mir ein Gnadengehalt, sagte er, das nur mit dem Tode eines von uns beiden aufhören wird.

Ney endete zuerst, man weiß wie. Malassart brachte seine alten Tage in einem Spital zu, wo er vor Kurzem, ohne Sorge wie ohne Bedauern über den Verlust oder die Entbehrung der wandelbaren Glücksgüter dieses Lebens, gestorben ist.

Das Pferderennen zu Chantilly. *)

Die hier folgende Mittheilung ist ein Auszug aus einem größern, im Journal des Debats enthaltenen Aufsatze, von welchem der geistreiche Jules Janin, dieser gegenwärtige Leuchtthurm in dem Wogenkreise der Pariser Lokalereignisse, der Verfasser ist.

Ich besuchte gestern einen der schönsten Plätze der Erde, die große smaragdgrüne Sammetwiese von Chantilly. Am Rande der meergleichen grünen Ebene, am Ufer des sich malerisch dahin windenden Flusses, unter den gigantischen, sich Tag und Nacht unablässig hinabstürzenden Wasserfällen, die ein Bossuet und der große Condé dorthin zauberten, sieht man unter dem Schatten majestätischer Pappeln und Weiden ein bescheiden einfaches Bürgerhaus stehen. Doch kaum wird es bemerkt, denn des Beschauers Blick ist auf den prächtigen Pallast im Vordergrunde gerichtet, diesen himmelan strebenden Dom, dessen weite Hallen die Götter zum Eintritt zu laden scheinen, durch dessen kühn gewölbte Arcaden sich eine Armee in Schlachtordnung bewegen könnte. Der Pallast beherrscht das Ganze schon durch seine imponirende Masse. Zu seinen Füßen bricht sich des Flusses Strömung, und wälzt sich nur leise murmelnd weiter, um das Grün des Rasen und tausend Blumen zu begrüßen. Die hohe Majestät des Pallastes erdrückt das bescheidene Häuschen. Je schweigsamer das Häuschen, desto lauter erschallt im Pallast des kühnen Uebermuthes lärmender Jubel. Was ist nun dieses Wunderwerk der Baukunst mit seinem stolzen Dom, seinen gigantischen Mauern, die der Sonne Stralenmassen auf sich allein ziehen, dem das herrliche Grün und Leben der Ebene, des Beschauers Bewunderung, des Künstlers glühende Farben, alle große Erinnerungen der Geschichte angehören? Es ist der Stall des anspruchslosen kleinen Hauses, das wir so bescheiden zu des Pallastes Füßen liegen sehen.

Diesen Stall baute der große Condé in seinen wenigen Mußestunden; aber auch er hat gleich allen Riesenwerken dieser Erde des Schicksals Wechsel erfahren. Doch ist der Stall von Chantilly unter den erstaunenswerthen Arbeiten der Menschenhand, welche dem großen Umschwung der Zeiten widerstanden, vielleicht das merkwürdigste Denkmal, welches noch unverletzt und stolz dasteht. Der Stall rettete das Schloß und den herrlichen Wald.

In einer Zeit, wie die unsere, stehen des hohen Adels Jagdschlösser leer, in ihren großen Gallerien schallt keines Besuchers Tritt, das Gras wächst in den weiten

---

*) Uebermorgen, Sonnabend am 27. August, wird man in Danzig sich eines hier seltenen Schauspiels, eines Pferde-Wettrennens zu erfreuen haben. Daher dieser Aufsatz: als Gelegenheitsmittheilung zur Vorbereitung auf das zu erwartende Schauspiel, und zugleich als Hinweisung auf die Nützlichkeit eines solchen Unternehmens, das von Manchem irrthümlich für ein Tandwerk gehalten wird.

D. R.

Avenuen des Parks, von dort ist das rege Leben verschwunden, denn die Fürsten sind jetzt an Staatsgeschäfte gefesselt, an die Unruhe und das stete Getreibe der Menschenmassen; es giebt für die Großen der Erde keine ununterbrochene Freudenjagd, keine endlos üppige Ruhe mehr. Die schönsten Besitzungen begrüßen ihre Herren kaum einmal mehr im Laufe des Jahres. Schlösser konnten indeß leer stehen, die Alleen von Versailles und Fontainebleau verödet bleiben, nicht so aber der Stall von Chantilly. Die Trauer dieses Wunderwerkes über dahingeschwundenen Glanz war zu groß, um für immer zu dauern. Dieser Pallast für Rosse blieb verödet, er, der einst einem Condé zum Asyl diente, als die Könige des Nordens, umgeben von den Pferden des Prinzen, sich dort an großer Festtafel niederließen; als täglich sich seine Thore den muthig hinausdrängenden Rossen öffneten, die bei munterm Jagdhornschall den edlen Hirsch über Berg und Thal verfolgten. Der wahrhaft prachtvolle Stall konnte nicht länger ganz unbewohnt bleiben. Aber wie ihn füllen? Wo eine hinlänglich große Anzahl edelgeborner Bewohner für eine so majestätische Behausung finden? Wahrlich kein Kinder-, selbst kein Fürstenspiel für unsere Zeit. Kein Großer ist mehr im Stande, den Stall von Chantilly aus eigenen Mitteln allein zu bevölkern, und doch hat man dazu die Mittel gefunden.

Man verfiel nämlich auf die glückliche, wahrhaft königliche Idee, nicht die Jagd, sondern das Etablissement der Wettrennen aufzufordern, seinen Wohnsitz in dem Stalle von Chantilly aufzuschlagen. Dieser ist nun nicht blos den Pferden der Fürsten, sondern auch den hochedlen Rennpferden aller der Glücklichen dieses Landes geöffnet, die reich und wohlerzogen genug sind, um edle Pferde mit derjenigen Leidenschaft lieben zu können, die weder Mühe noch Opfer scheut. Ertönt denn von Neuem in Chantilly's Stalle das frohe Gewieher der schönsten und bestgezogensten Pferde Frankreichs, gewähren die Höfe den erfreulichen Anblick vieler, mit der Pflege, Wartung und Zähmung der Pallastbewohner emsig beschäftigter Menschen, gilt es nicht gleich, ob diese Pferde Vielen oder einem Einzigen angehören? Hier kommen denn auf das erste Signal die edelsten Vollblutpferde aus allen Theilen Frankreichs zusammen. Sie treten ohne Stutzen in die prachtvolle, reich verzierte Wohnung, man könnte sagen, sie erkennen dieselbe nur als ihres edeln Ursprungs würdig. Ein jedes bringt einen Namen, die Beweise hochedler Geburt. So versammeln sie sich hier, so schön, noch so jung, und doch schon feurig und stolz. Drob würden die alten königlichen Mauern freudig aufjauchzen, könnten sie reden. Wahrlich edle Renner, die Hoffnung kommender Geschlechter, frohe Aussicht auf Anstrengung und Gefahren kühn trotzender Schlachtrosse, oder etwas Außerordentliches leistender Pferde im Allgemeinen, sei es zum Nutzen oder Vergnügen. Laßt sie denn kommen unsere Lieblinge, öffnet ihnen weit die Flügelthore des Stalles, bereitet sie vor auf die Rennen des morgenden Tages, Ruhm und Ehre werde ihnen! Wir Menschen aber, die wir freilich leider nur schlichte Zuschauer sind, eilen wir dorthin in unseren Festkleidern, stellen wir uns in Reihen auf, um mit lautem Jubel und Hände-Geklatsch den beginnenden Kampf von ganzem Herzen zu begrüßen.

(Schluß folgt.)

Die erste öffentliche Gewerbe-Ausstellung in Danzig.

(Fortsetzung.)

Auch geschickte Lederarbeiter, Meister in ihrem Fache, haben dieser Ausstellung einige Probesachen zugewendet. Von dem Riemermeister Hrn. Stemmer (Breitgasse No. 1915) finden wir ein Paar stattliche Geschirre für Kutschpferde vor. Die Beschläge daran sind von Neusilber, Leder und Nätherei aber vereinigen zierliches Aeußere mit Berechnung auf Haltbarkeit. Das Werk lobt hier den Meister. Von den hiesigen Schuh- und Stiefel-Fabrikanten ist nur Weniges eingeliefert, doch sind diese an Zahl geringen Fabrikate von vorzüglicher Sorte. Zuerst ein Paar Halbstiefel aus der Fabrik des Hrn. J. G. Oertel (Heil. Geistg. No. 1014); ferner findet man von Hrn. Schäpe jun. neben einem Paar äußerst zierlich gearbeiteter Zeugstiefel für Damen und einem Pärchen schöner Pantoffeln, ein Paar Herrenhalbstiefel vor, die an Vollendung einer zierlichen Arbeit mit allen ihres Gleichen in der weiten Welt eine Wette aufnehmen können; diese Stiefel kommen nicht wie von Leisten, sondern wie aus einem Gußofen. Indeß darf beim Anblick dieser preiswürdigen Kunstarbeit Niemand der irrigen Ansicht sein, daß eine Gewerbe-Ausstellung nur eine Einlieferung zierlicher Arbeiten bedinge; es soll sich hier vielmehr das Schöne mit dem Nützlichen vereinigen, und letzteres selbst, wenn es sich durch eine neue Einrichtung, durch vorzügliches Material und billigen Preis empfiehlt, den ersten

Hierzu Schaluppe № 45.

Schaluppe № 45. zum Danziger Dampfboot № 101.

Am 25. August 1836.

Preis davon tragen. Auch ein Paar wirklich wasserdichte Ueberziehschuhe oder ein Paar tüchtige Wasserstiefel finden in einer Gewerbe-Ausstellung ihren rechten Platz und rekommandiren ihren Meister. Ueberhaupt möge hier die Anmerkung Beherzigung finden, daß auf einem Schauplatze der Industrie, wie es jede Gewerbe-Ausstellung ist, das Waarenlager des Luxus nur dem Nebensächlichen, die Fabrikate der Gewerbsleute aber, bei deren Arbeit chemische oder ökonomische Künste in Anwendung kommen, dem Hauptsächlichsten angehören. Von diesen letztern Fabrikaten, von welchen z. B. Zucker, Leim, Seife, Oele, Licht- und Wachskerzen, Papier, Siegellack, Leder, Mehl, Taback, Gegenstände der Färberei, Buch- und Steindruckerei und noch viele andere Artikel gehören, vermißt der Anschauer in dieser Ausstellung schmerzlich selbst die kleinste Probe. Doch diese Gewerbe-Ausstellung ist ja die erste in Danzig, und jeder Anfang ist schwer. Begnügen wir uns demnach mit dem Vorhandenen, und bemühen uns dabei, das Nützlichste zu beleuchten.

Als ein durchaus unpassender Gegenstand auf dem Schauplatze dieser Ausstellung zeigt sich ein von dem talentvollen Bruchbandagisten und chirurgischen Instrumentenmacher Hrn. Stiddig eingelieferter Artikel. Es ist das Regenhemde eines kamtschadalischen Häuptlings. Ein stählernes Hemde? wird hier der Leser rasch fragen, denn eine Stahlarbeit ist doch allein von diesem Herrn Einsender zu erwarten. Aber betrachte man sich das Hemde der Länge und Breite nach, gehe man mit kühner Fantasie selbst so weit, das Regenhemde Panzerhemde zu nennen — man wird zuletzt doch kein Körnchen Stahl, sondern nur ein aus Fischblasen in Kamtschadalen gefertigtes Hemde vorfinden, das jedem Kuriositäten-Kabinete ein empfehlenswerther Gegenstand bleibt. — — Weit angemessener und nützlicher für den vorschwebenden Zweck zeigt sich dagegen eine aus den Fasern der Althäapflanze gefertigte Waschleine.

(Fortsetzung folgt.)

Kajütenfracht.

Dieser Tage wurde in einem hiesigen Materialwaarenladen eine Fischerfrau aus einem Dorfe der Halbinsel Hela über die nähern Umstände der bekannten traurigen Hexengeschichte befragt, wobei der vorgekommene Mord als eine empörende Handlung bezeichnet wurde. Ueber diese vernünftige Aeußerung zeigte sich die Frau, in deren Wohndorf schon seit einer Jahrenreihe eine Schule besteht, höchst entrüstet. Sie nannte jenen Mord eine Gott und allen Heiligen wohlgefällige That, die Thäter aber pries sie als Märtyrer, und versicherte dabei, daß noch viele Hexen in jener Gegend lebten und wenigstens eine in jedem Dorfe vorhanden wäre. Doch noch mehr: es befinden sich unter jenen verhafteten Uebelthätern, welche der Fanatismus und Aberglaube bis zur blutigen That hingerissen, selbst vier Landwehrmänner. Mangel an Schulunterricht zeigt sich demnach hier nicht als die alleinige Quelle des Unheils. Aus welcher Pforte nahm denn der gefährliche Wahn seinen Ausgang? Diese Frage beantwortet sich kurz durch folgende Thatsache: In einem Nachbardorfe jenes Orts, in welchem das bedauernswerthe Opfer fiel, soll es vor etwa einem halben Jahre lebhaft gespukt haben; — worauf, zur Vertreibung des Spukes eine feierliche Procession nach allen Regeln durch alle Räume und Winkel des Hauses abgehalten worden sein soll. In unserm Jahrhundert ist solche Wahnbestärkung schnöder Trug und Muckerei im vollsten Sinne des Wortes. Werden befangene Köpfe im Aberglauben hingehalten, wird ihnen — gleichviel durch eine Procession, durch mündlichen Vortrag oder durch Traktätlein — die Lehre von einer körperlichen Existenz des Teufels auf Erden beigebracht, was Wunder da, wenn sie dann auch an Teufelswerk: an Behexungen glauben, und in diesem Sinne handeln.

Jenes mit einem Todtschlag sich beendigte Ereigniß ist ein sehr trauriges Exempel, aber es ist doch ein Exempel, aus dem neue Lichtstralen hervorbrechen werden:

„Daß die Wege sichtbar werden
Die der Teufel geht auf Erden."

Eine Gaunerei, deren Verüber den niedrigsten Ständen angehörte, ist hier kürzlich vorgekommen. Ein gewesener Flößknecht nämlich hatte sich einige messingne Spielmarken gekauft. Begegnete er nun Jemanden, dem ebensowohl einiges Geld oder eine Uhr in der Tasche, als Einfalt im Kopfe abzumerken war, so wandte er sich an diesen, übergab ihm eine der glänzenden Spielmarken und ersuchte ihn, gegen Versprechung eines guten Trinkgeldes, diesen „Friedrichsd'or“ im nächsten Laden zu wechseln, indem er dabei vorgab, wegen persönlicher Bekanntschaft in jenem Hause das Wechselgeschäft nicht selbst vollführen zu können. Zur Sicherheit für den Friedrichsd'ormann mußte ihm der Andere seine Taschenuhr oder einen ähnlichen Werthgegenstand zurücklassen. Nach manchem Gelingen solchen Betrugs wurde der Gauner endlich ertappt.

Handgreiflicher trieb es ein hiesiger Observat. Schon mancher arme Flößknecht wurde von unsern Dieben seiner geringen Baarschaft dadurch beraubt, daß sie ihn unerwartet brüderlich umarmten, dabei aber mit gewandtem Handgriffe das Geldbeutelchen aus der Brusttasche zogen. Dasselbe unternahm kürzlich auf der Langenbrücke ein Observat, von kräftiger Körperstatur. Doch sein Gegner, ein kleiner und schwächlich anscheinender Flößknecht merkte den schlechten Kunstgriff glücklicherweise noch zur rechten Zeit. Er packte und übermannte den Dieb, der auf solche kräftige Gegenwehr nicht gerechnet hatte und jetzt, nachdem er selbst vergeblich ein Messer gezuckt, den Beutel mit der entwendeten Baarschaft von 4 Thalern und einigen Groschen, als corpus delicti, in den Mottlaufluß schleuderte. Der Dieb war vergebens zu entkommen bemüht, er wurde von dem Bestohlenen mit starker Faust festgehalten und, unter dem Zujauchzen der Zuschauer, nach dem Polizeigebäude transportirt. Bei dem gleich darauf angeordneten Nachfischen wurde der Beutel mit ungeschmälertem Inhalt glücklich aus dem Flusse herausgeholt.

Herausgeber und Redakteur Wilhelm Schumacher. Gedruckt bei Louis Bozon.